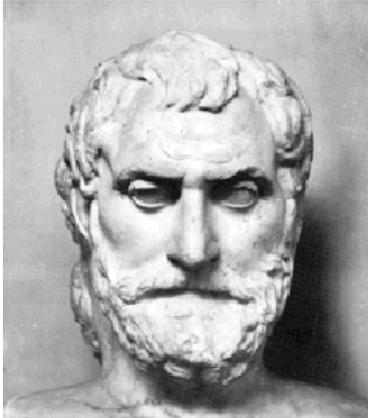


# Was ist das – Philosophie?

Auszug aus der  
*Informationsbroschüre der Abteilung Philosophie*

2009/2010

## DIE GESCHICHTE DES WORTES „PHILOSOPHIE“ (ANSGAR BECKERMANN)



THALES VON MILET

ca. 624-546 v.Chr.  
wird von vielen als der erste  
Philosoph angesehen

Was ist Philosophie? Wer so fragt, erhält oft eine erste Antwort mit Verweis auf die Wortbedeutung. Das Wort „Philosophie“, so hört man dann, stammt aus dem Griechischen; es geht zurück auf „philein“ bzw. „philos“ und „sophia“. „philein“ bedeutet „lieben“ und „sophia“ „Weisheit“ – kurz: Philosophie = Liebe zur Weisheit. Doch damit bekommt Philosophie gleich zu Anfang und zu Unrecht etwas Überhöhtes und Entrücktes. „philein“ bedeutet nämlich keineswegs nur „lieben“, es kann auch mit „Gefallen finden an“, „Interesse haben an“ oder „gern haben“ übersetzt werden; und „sophia“ kann auch einfach „Wissen“ heißen. Ein „sophos“ ist jemand, der sich auskennt. „Philosophia“, kann man daher etwas weniger hochtrabend sagen, bedeutet in der Antike schlicht „sich für Wissen interessieren“, oder auch „sich um Wissen bemühen“, „nach Wissen streben“, wobei jegliches Wissen eingeschlossen ist. „Philosophie“ ist, anders gewendet, von der Antike bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein Ausdruck, der einfach „Wissenschaft“ bedeutet.

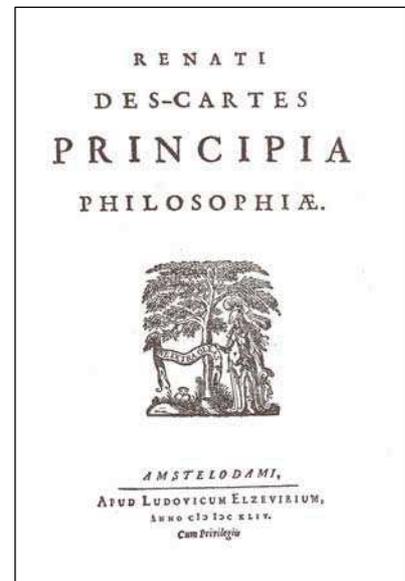
Schon in der Antike fing man an, die Philosophie (Wissenschaft) in verschiedene Bereiche zu unterteilen – zunächst bei den Stoikern in Logik, Physik und Ethik. In der Logik ging es („logos“ – „Wort“, „Rede“, „Grund“) um alles, was mit Sprache und Argumentation zu tun hat; in der Physik („physis“ – „Natur“) um alle Naturphänomene und in der Ethik („ethos“ – „Brauch“, „Sitte“) um menschliches Verhalten und seine Regeln. Auf der Grundlage einer Einteilung des römischen Gelehrten Varro unterschied man später die sieben freien Künste; sie umfassten das *trivium*: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, und das *quadrivium*: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Diese *artes liberales* bildeten in der mittelalterlichen Universität die so genannte Artistenfakultät, aus der später die Philosophische Fakultät hervorging. Neben der Artistenfakultät gab es noch drei weitere Fakultäten für Theologie, Recht und Medizin. Die Artistenfakultät lieferte mit der von ihr vermittelten Allgemeinbildung also den Unterbau für die drei direkt berufsbezogenen „höheren“ Fakultäten.

In der Neuzeit zeigen sich Tendenzen zur Verselbständigung von Teilen der Philosophie (Wissenschaft), die sich allerdings erst im 19. Jahrhundert in neuen Universitätsstrukturen niederschlagen. Zunächst betrifft dies die Naturwissenschaften Astronomie, Physik und Chemie, deren Fragen zuvor unter dem Etikett „*philosophia naturalis*“ behandelt wurden. Es folgen die Geistes- und Sozialwissenschaften. Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts wird auch die Psychologie zur Einzelwissenschaft. Am Ende dieses Prozesses der Ausdifferenzierung haben sich die Verhältnisse grundlegend verändert. Es gibt nicht mehr die Wissenschaft, sondern eine Vielzahl von Einzelwissenschaften, die sich mit unterschiedlichen Aspekten der Wirklichkeit befassen.

Was bedeutet das für die Philosophie? Zunächst ändert sich um 1800 die Wortbedeutung. „Philosophie“ ist nicht mehr gleichbedeutend mit „Wissenschaft“, sondern beginnt für ein Fach neben anderen zu stehen. Aber was ist der Gegenstand dieses Faches? Worum kann es in der Philosophie noch gehen, wenn vermeintlich alle Aspekte der Wirklichkeit von entsprechenden Einzelwissenschaften untersucht werden? Eine mögliche Ant-

wort findet sich im Vorwort der französischen Ausgabe der *Prinzipien der Philosophie* von René Descartes: „Die gesamte Philosophie ist also einem Baume vergleichbar, dessen Wurzel die Metaphysik, dessen Stamm die Physik und dessen Zweige alle übrigen Wissenschaften sind, die sich auf drei hauptsächlich zurückführen lassen, nämlich auf die Medizin, die Mechanik und die Ethik.“ (Hamburg: Felix Meiner 1955, S. XLII).

Diese Baummetapher beinhaltet zweierlei: Erstens, die Wissenschaften sind hierarchisch aufgebaut; das Fundament bildet die Metaphysik, auf dieser beruht die Physik, und auf der Physik alle anderen Wissenschaften. Zweitens, der Bereich der Philosophie im engeren Sinne ist die Metaphysik. Statt von „Metaphysik“ spricht Descartes auch von „prima philosophia“ – also von der ersten Philosophie bzw. der ersten Wissenschaft. Diese erste Wissenschaft befasst sich mit erkenntnistheoretischen Fragen – besonders der Frage, wie man vorzugehen hat, wenn man Philosophie (Wissenschaft) betreibt – und mit Fragen nach der grundlegenden Struktur der Welt. Hier meint Descartes beweisen zu können, dass er selbst existiert, dass sein Wesen allein im Denken besteht, dass Gott existiert und dass es in der Welt genau zwei Arten von Dingen gibt – denkende Dinge und körperliche Dinge, wobei das Wesen der denkenden Dinge eben im Denken, das der körperlichen Dinge im Ausgedehntsein besteht. Darüber hinaus meint Descartes, dass man die Wahrheit all dieser Aussagen allein durch Denken ohne jeden Rückgriff auf Erfahrung, d.h. *a priori*, erkennen kann. Damit ist ein weiteres vermeintliches Merkmal von Philosophie im engeren Sinne angesprochen – philosophische Erkenntnisse können ohne Rückgriff auf Erfahrung rein *a priori* erworben werden.



In der Nachfolge Descartes' war daher zunächst umstritten, was man denn überhaupt allein durch Denken als wahr erkennen könne. Lässt sich z.B. die Existenz Gottes wirklich *a priori* beweisen? David Hume hatte hier die größten Zweifel. Er war der Meinung, dass sich weder die Existenz Gottes noch die Unsterblichkeit der Seele *a priori* beweisen lassen; *a priori* Erkenntnis sei allein in der Mathematik möglich; alle anderen Fragen seien Probleme der Empirie. Kant war da zumindest ein bisschen optimistischer: *A priori* könne man alle Wahrheiten der Mathematik erkennen, aber auch die Wahrheit einiger grundsätzlicher Aussagen über die Erscheinungswelt wie „Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert“ oder „Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung“. Allerdings: Descartes' Auffassung, Philosophie im Sinne von Metaphysik sei die erste und grundlegende Wissenschaft, auf der alle anderen Wissenschaften aufbauen, hat sich nicht halten lassen; sie wird heute kaum noch vertreten. Auch die Annahme, dass Philosophie – anders als die empirischen Wissenschaften – rein *a priori* vorgehe, wird heute keineswegs mehr von allen geteilt. Doch damit stehen wir erneut vor der Frage: Was ist Philosophie? Die vernünftigste Weise, sich einer Antwort auf diese Frage zu nähern, ist wohl, nicht nach einer Definition zu suchen, sondern sich die Fragen anzuschauen, mit denen sich Philosophinnen und Philosophen tatsächlich beschäftigen. Dies kann man zugleich mit einem Überblick über die verschiedenen Disziplinen der Philosophie verbinden.

Im akademischen Unterricht unterscheidet man die *Geschichte der Philosophie* von der *systematischen Philosophie*. In der Geschichte der Philosophie geht es um Fragen wie „Wie ist der Hylemorphismus Aristoteles' zu verstehen?“, „Lassen sich in der Philosophie

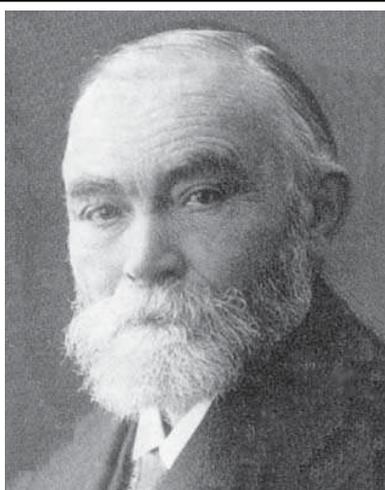
Descartes' noch Elemente der Scholastik finden?" und „In welcher historischen Situation schrieb Hobbes seinen *Leviathan* und was wollte er mit der Veröffentlichung dieser Schrift erreichen?". In der systematischen Philosophie dagegen geht es um so genannte philosophische Sachfragen – „Ist Wahrnehmung eine verlässliche Methode der Erkenntnisgewinnung?“, „Folgt aus der Existenz der vielfältigen Leiden in der Welt, dass es keinen Gott gibt?“, „Haben wir einen freien Willen?“, „Darf man Tiere töten, um sie zu essen?“, „Kann man moralische Normen überhaupt begründen?“ und „Was macht einen gerechten Staat aus?“. Im Folgenden soll ein Überblick über die Hauptdisziplinen der Philosophie gegeben werden, in dem dieser Katalog von Sachfragen weiter entfaltet wird. Dabei muss aber noch vorausgeschickt werden, dass man in der systematischen Philosophie zwischen *theoretischer* und *praktischer* Philosophie unterscheidet, wobei sich die theoretische Philosophie eher mit Fragen des Typs „Was ist der Fall?“ beschäftigt, während in der praktischen Philosophie normative Fragen des Typs „Was sollte der Fall sein?“ im Vordergrund stehen.

## DIE DISZIPLINEN DER THEORETISCHEN PHILOSOPHIE

---

### LOGIK (ANSGAR BECKERMANN)

---



GOTTLLOB FREGE

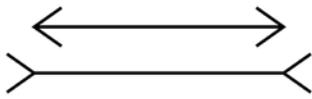
1848-1925

Begründer der modernen  
Logik

Das Hauptthema der Logik ist die *Gültigkeit* von *Argumenten*. Wenn man eine Aussage – die Konklusion – begründen will, führt man in der Regel andere Aussagen – Prämissen – an, die sie stützen sollen. Jedes Argument besteht also aus einer Konklusion und einer oder mehreren Prämissen. Die Prämissen stützen die Konklusion, wenn es rational ist, die Konklusion für wahr zu halten, wenn die Prämissen wahr sind; wenn das der Fall ist, ist das Argument *gültig*. Es gibt zwei Arten von Gültigkeit – *deduktive* und *nicht-deduktive* Gültigkeit. Ein Argument ist deduktiv gültig, wenn die Konklusion wahr sein *muss*, falls die Prämissen alle wahr sind; es ist nicht-deduktiv gültig, wenn die Prämissen die Konklusion zumindest *wahrscheinlich* machen. Traditionell befasst sich die Logik mit deduktiv gültigen Argumenten wie „Hans ist dumm oder faul; Hans ist nicht dumm; also ist Hans faul“ oder „Alle Menschen sind sterblich; Sokrates ist ein Mensch; also ist Sokrates sterblich“. Sie versucht, die Bedingungen für deduktive

Gültigkeit genauer zu analysieren und Methoden zu erarbeiten, mit denen man möglichst einfach herausfinden kann, ob ein Argument deduktiv gültig ist oder nicht. Neben der Aussagen- und Prädikatenlogik umfasst die deduktive Logik auch die Modallogik, in der es um argumentative Beziehungen zwischen Aussagen geht, die Ausdrücke wie „notwendig“ oder „möglich“ enthalten – also mit Argumenten wie „Es ist notwendig, dass  $2+2=4$ ; also ist es möglich, dass  $2+2=4$ “. Die nicht-deduktive Logik ist ein ganz eigener Bereich der Logik, in dem es zunächst darum geht, herauszufinden, was es überhaupt heißen kann, dass die Prämissen die Konklusion „wahrscheinlich machen“. Weiter geht es dann um bestimmte Typen nicht-deduktiver Argumente wie induktive Schlüsse oder Schlüsse auf die beste Erklärung. Zur Logik gehört auch die Analyse der häufig vorkommenden Fehlschlüsse.

Können wir unseren  
Sinnen trauen?



#### DIE MÜLLER-LYER ILLUSION

Die obere waagerechte Linie erscheint kürzer als die untere, obwohl beide gleich lang sind.

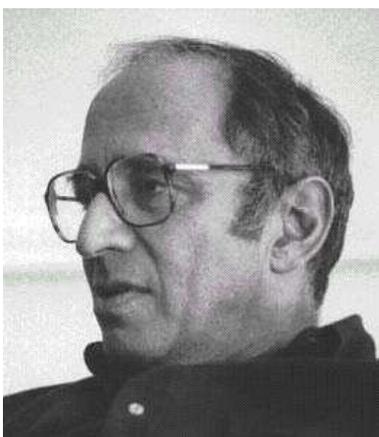
Laut Aristoteles streben alle Menschen von Natur aus nach Erkenntnis (*Metaphysik A*, 980a21). Aber was ist das überhaupt – Erkenntnis? Wie erreicht man Erkenntnis? Und kann man überhaupt Erkenntnis erlangen? Das sind die Hauptfragen der Erkenntnistheorie. Was wollen wir erreichen, wenn wir nach Erkenntnis streben? Was ist das *Ziel* unserer Erkenntnisbemühungen? Hier lauten die Stichworte *Wissen* und *Wahrheit*. Was wir erreichen wollen, ist verlässliches Wissen, und ein zentraler Aspekt von Wissen ist Wahrheit. Deshalb spielt die Analyse dieser beiden Begriffe in der Erkenntnistheorie eine zentrale

Rolle. Auf welche Weise kommen wir zu Wissen bzw. zu wahren Überzeugungen? Dies ist die Frage nach den *Quellen* der Erkenntnis. Bei dieser Frage geht es unter anderem darum herauszufinden, ob und wenn ja inwieweit uns *Wahrnehmung* verlässliches Wissen über unsere Umwelt liefert; ob *Erinnerung* eine verlässliche Quelle der Erkenntnisgewinnung ist; und schließlich, ob und inwieweit reines *Denken* unabhängig von jeder Erfahrung zu Wissen führen kann. Sehr viele Erkenntnistheoretiker glauben, dass mathematisches Wissen rein *a priori* erworben werden kann. Aber gibt es darüber hinaus noch andere Bereiche, in denen das möglich ist? Eine dritte zentrale Frage der Erkenntnistheorie ist die Frage nach *Kriterien* der Wahrheit. Anna ist der Überzeugung, dass Diamanten aus reinem Kohlenstoff bestehen. Soll ich ihr glauben? Soll ich mir ihre Überzeugung zu eigen machen? Das würde ich sicher tun, wenn ich wüsste, ob Annas Überzeugung wahr ist. Aber wie kann ich das herausfinden? Gibt es Kriterien, mit deren Hilfe man entscheiden kann, welche Überzeugungen wahr oder zumindest wahrscheinlich wahr sind? Hier lautet ein Stichwort *Rechtfertigung*. Ich werde Anna fragen „Woher weißt Du das?“. Und wenn sie auf diese Frage eine befriedigende Antwort geben kann, werde ich ihr glauben. Warum? Weil Rechtfertigung wahrheitsanzeigend ist, d.h., weil eine gerechtfertigte Überzeugung zumindest wahrscheinlich wahr ist. Die letzte große Frage der Erkenntnistheorie ist schließlich die Frage, ob und in welchen Bereichen wir überhaupt Wissen erlangen können. *Skeptiker* bezweifeln das. Sie sagen, dass Wissen entweder überhaupt oder zumindest in bestimmten Bereichen – z.B. im Hinblick auf das, was andere denken und fühlen, oder im Hinblick auf die Zukunft – unmöglich ist. Zu den skeptischen Fragen gehört auch die Frage, ob ich wissen kann, dass es eine Außenwelt gibt, und die Frage, ob es nicht möglich ist, dass ich in meinen Wahrnehmungsüberzeugungen ständig getäuscht werde, dass mir die Welt also ständig so zu sein scheint, wie sie nicht ist. Fast jeder glaubt, dass diese Art von Skepsis unplausibel ist. Aber bis heute streiten Erkenntnistheoretiker darüber, ob und wie man den Skeptiker widerlegen kann.

Wissenschaftsphilosophie oder Wissenschaftstheorie ist auf die Analyse der Vorgehensweise, des Lehrgebäudes oder der Praxis der empirischen Wissenschaften gerichtet. Sie befasst sich mit der Untersuchung von wissenschaftlichen Inhalten und deren Erfahrungsgrundlage, ebenso wie mit den zugehörigen Beobachtungs- und Experimentierverfahren. Im Vordergrund stehen dabei die systematische Reflexion der wissenschaftlichen Methode, der begrifflichen Strukturen wissenschaftlicher Theorien und der breiteren Konsequenzen wissenschaftlicher Lehrinhalte. Insbesondere richtet sich Wissenschaftsphilosophie also etwa auf Theorienstrukturen und Theorienwandel, Erklärungsansprüche und Beurteilungskriterien, oder auf die Identifikation von Folgen wissenschaftlicher Theorien für das Bild von Mensch und Welt.

Wissenschaftsphilosophie hat zunächst einen deskriptiven Anspruch, will also verstehen, wie wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung funktioniert. Wissenschaft ist zwar von Menschen gemacht, sie unterliegt gleichwohl eigenen Gesetzmäßigkeiten, die selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden können. Ähnliches gilt für die Wirtschaft. In beiden Fällen handelt es sich um Produkte des Menschen, um unsere Schöpfungen also, die uns aber trotzdem gleichsam naturwüchsig gegenüber treten und eine eigenständige, von uns nicht mehr ohne weiteres durchschaute Dynamik entfalten. Deshalb ist Aufklärung durch systematische Reflexion gefordert, und dies ist der Aufgabenbereich der Wissenschaftsphilosophie.

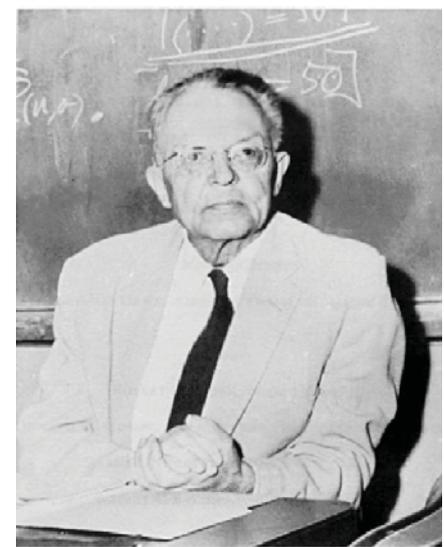
Generell gesprochen verfolgt die wissenschaftsphilosophische Reflexion zwei charakteristische Ziele. Erstens ist sie auf *Explikation* gerichtet, also auf systematische Erläuterung.



THOMAS KUHN

1922-1996

leitete mit seiner *Theorie wissenschaftlicher Revolutionen* eine Wende in der Wissenschaftstheorie ein



RUDOLF CARNAP

1891-1970

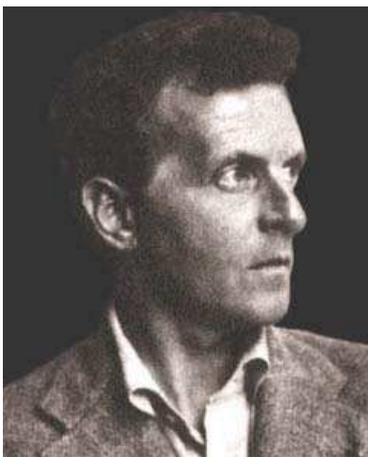
lieferte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entscheidende Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaftstheorie

Sie bringt etwa diejenigen Merkmale der Erkenntnis auf den Begriff, die implizit der wissenschaftlichen Praxis zugrunde liegen. Andere produzieren Halbleiterchips oder Winterreifen; Philosophen produzieren Klarheit – wenn es gut geht. Wissenschaftler häufen Erkenntnis auf Erkenntnis, Wissenschaftsphilosophen legen auseinander, was die wesentlichen Eigenschaften dessen sind, was dort aufeinander gehäuft wird. Neben die Explikation tritt die *epistemische Beurteilung*. In der Wissenschaftsphilosophie werden die Verfahren, die in der Wissenschaft zur Einschätzung von Geltungsansprüchen herangezogen werden, nicht allein systematisiert, sondern auf ihren Zusammenhang mit den Erkenntniszielen der Wissenschaft untersucht. Zum Beispiel wird in der Wissenschaftsphilosophie gefragt, ob man sinnvoll von exzellenten Theorien verlangen kann, dass sie neuartige Effekte vorhersagen. Solche Ansprüche, wie sie in der Wissenschaft erhoben werden, werden in der Wissen-

schaftsphilosophie vor dem Hintergrund normativer Intuitionen geprüft, die sich letztlich aus Vorstellungen davon ergeben, welche Art von Naturerkenntnis anzustreben ist. Es sind gemeinsam anerkannte Erkenntnisziele, die die Grundlage dieser Normativität bereitstellen. Insgesamt werden also Geltungsansprüche ausbuchstabiert und ein Urteil über deren Berechtigung gefällt.

Dabei ist Wahrheit natürlich ein wichtiges Auszeichnungsmerkmal wissenschaftlicher Erkenntnis, aber viele uninteressante Wahrheiten verfehlen zu Recht die Aufnahme in das wissenschaftliche Lehrbuch. Wissenschaft zielt vielmehr auf „signifikante Wahrheiten“, und die Frage, wodurch sich diese auszeichnen und auf welche Weise sie ermittelt werden, macht ein zentrales Ziel wissenschaftsphilosophischer Reflexion aus. Dadurch wird deutlich, dass Wissenschaftsphilosophie den Erkenntnisanspruch der Wissenschaft ernst nimmt und Wissenschaft als ein auf Erkenntnisgewinn gerichtetes Unternehmen betrachtet. Dadurch wird Wissenschaftstheorie zu einer speziellen Form von Erkenntnistheorie, die wissenschaftliche Erkenntnis als besonders verlässlich und aussagekräftig betrachtet und diese daher zum Gegenstand einer besonderen Analyse macht. Wissenschaftsphilosophie ist Teil der Wissenschaftsforschung und besitzt entsprechend Schnittstellen zur Wissenschaftsgeschichte und zur Wissenschaftssoziologie.

### SPRACHPHILOSOPHIE (ANSGAR BECKERMANN)



LUDWIG WITTGENSTEIN

1889-1951  
lieferte im 20. Jahrhundert  
wichtige Beiträge zur  
Sprachphilosophie

Eigentlich ist es erstaunlich, dass es neben der Linguistik immer noch einen Bereich der Philosophie gibt, der sich mit Sprache befasst. Aber offensichtlich sind die Grundfragen nach der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke Fragen, die sich nicht mit empirisch-wissenschaftlichen Mitteln beantworten lassen. Tatsächlich ist neben der Frage, was Sprache überhaupt ist, die Frage nach der *Bedeutung* von Wörtern und Sätzen die Kernfrage der Sprachphilosophie. „Hans läuft“ – in diesem Satz wird von einer Person, die durch den Namen „Hans“ bezeichnet wird, ausgesagt, dass sie etwas tut, nämlich laufen; für dieses Tun steht das entsprechende Verb. Namen gehören zur Gruppe der singulären Terme, d.h., zur Gruppe der sprachlichen Ausdrücke, die Personen, oder allgemeiner: Einzelgegenstände bezeichnen. Das, was sie bezeichnen, macht zumindest einen Teil der Bedeutung dieser Terme aus. Aber erschöpft sich ihre Bedeutung in dem, was sie bezeichnen? Offenbar nicht. Denn zur Gruppe der singulären Terme gehören außer Namen auch Kennzeichnungen wie „die gegenwärtige Bundeskanzlerin“ und indexikalische Ausdrücke wie „ich“, „du“ und „dieser Tisch“. Wenn Hans Vorsitzender des Schachklubs ist, bezeichnen „Hans“ und „der Vorsitzende des Schachklubs“ aber dieselbe Person, und trotzdem würden wir nicht sagen, dass die beiden Ausdrücke bedeutungsgleich sind. Und wenn Hans sagt: „Ich laufe“, dann beziehen sich dieses Vorkommnis von „ich“ und der Name „Hans“ ebenfalls auf dieselbe Person; aber auch hier würden wir nicht sagen, dass „ich“ und „Hans“ dieselbe Bedeutung haben. Dies spricht dafür, dass man zumindest bei der Bedeutung singulärer Terme nicht nur das, was sie bezeichnen, – ihren Bezug –, sondern auch die Art, wie sie bezeichnen, – ihren Sinn – berücksichtigen muss. Eine weitere Frage: Besteht die Bedeutung *aller* sprachlichen Ausdrücke zumindest zum Teil in dem, was sie bezeichnen? Hat Frege Recht, wenn er behauptet, dass alle sprachlichen Ausdrücke einen Bezug haben? Was ist z.B. mit dem Verb „laufen“? Manche meinen, dass „laufen“ in der

Tat eine Eigenschaft bezeichnet und dass „Hans läuft“ deshalb genau dann wahr ist, wenn Hans die Eigenschaft hat, zu laufen. Diese Antwort ist aber schon deshalb umstritten, weil die metaphysische Frage (siehe Seite 12), ob es Eigenschaften in demselben Sinn wie Einzelgegenstände gibt, äußerst umstritten ist. Doch selbst wenn das so wäre, wie ist es mit Wörtern wie „alle“, „einige“, „nicht“ und „und“? Ist es wirklich sinnvoll anzunehmen, dass auch diese Wörter etwas bezeichnen? Diese Frage führt uns weiter zur nächsten: Worin besteht eigentlich die Bedeutung von Sätzen und wie hängen die Bedeutungen von Sätzen und Wörtern zusammen? Was Sätze angeht, so besteht eine verbreitete Auffassung darin, dass ihre Bedeutung in ihren Wahrheitsbedingungen besteht. „Einen Satz verstehen, heißt, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist“ (Wittgenstein, *Tractatus* 4.024). „Hans läuft“ ist wahr genau dann, wenn das Verb „laufen“ auf die Person zutrifft, die durch „Hans“ bezeichnet wird. Diese Auffassung hat den Vorteil, dass sie uns einen neuen Ansatzpunkt liefert, um Wortbedeutungen allgemein zu bestimmen: Die Bedeutung eines Wortes ist der Beitrag, den das Wort zu den Wahrheitsbedingungen der Sätze leistet, in denen es vorkommt. Diese Bestimmung kann man sich zunutze machen, um die Bedeutung von Wörtern wie „alle“, „einige“, „nicht“ und „und“ zu erklären – z.B.: Ein Satz der Form „nicht p“ ist genau dann wahr, wenn p falsch ist.

Allerdings: Dass die Bedeutung von Sätzen in ihren Wahrheitsbedingungen besteht, kann nicht allgemein gelten. Viele Sätze haben gar keine Wahrheitsbedingungen. Denken wir etwa an Fragesätze wie „Wo ist die nächste Telefonzelle?“ oder Aufforderungen wie „Gib mir bitte das Salz“. Erst im vorigen Jahrhundert ist richtig klar geworden, dass man mit Sätzen keineswegs nur Behauptungen formulieren und Informationen übermitteln kann. Man kann mit Sätzen, wie schon gesagt, z.B. Fragen stellen oder Befehle geben; man kann Sätze aber auch äußern, um eine Ehe zu schließen („Hiermit erkläre ich sie zu Mann und Frau“), Versprechen abzugeben („Ich komme morgen gegen 10 Uhr“), jemanden zu beleidigen („Sie sind wirklich der größte Trottel, den ich kenne“) oder jemanden zu warnen („Vorsicht, Kamera“). Auch, um diesen Sätzen bzw. Äußerungen gerecht zu werden, sind in der Sprachphilosophie so genannte Gebrauchstheorien der Bedeutung entwickelt worden. Viel diskutiert wird im Augenblick die Theorie von Robert Brandom, der zufolge die Bedeutung der öffentlichen Äußerung eines Satzes in den Verpflichtungen und Berechtigungen besteht, die sich aus dieser Äußerung ergeben. Wer behauptet, dass es regnet, ist damit verpflichtet, diese Behauptung gegen Einwände zu verteidigen, und er ist berechtigt weitere Schlüsse aus dieser Behauptung zu ziehen.

Neben der Frage, worin die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht, spielt in der Sprachphilosophie die Frage eine zentrale Rolle, wie sprachliche Ausdrücke zu ihrer Bedeutung kommen. Hier gibt es zunächst die Theorie des Meinens. Wenn ich etwas „gelb“ nenne, trifft dieser Ausdruck genau auf alle gelben Dinge zu, weil ich genau dies mit „gelb“ meine. Eine sehr interessante Version der Theorie des Meinens findet sich bei Paul Grice. Theorien des Meinens tendieren dazu, den sozialen Charakter von Sprache außer Acht zu lassen. Als Alternative ist daher die Auffassung entwickelt worden, dass sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke aus den Sprachregeln ergibt, die in einer Sprachgemeinschaft gelten. Wenn es üblich ist, genau die gelben Dinge „gelb“ zu nennen, und wenn ein abweichender Gebrauch sanktioniert wird, dann trifft „gelb“ genau auf die Dinge zu, die gelb sind. Und wenn es üblich ist, „es regnet“ genau dann zu äußern, wenn es regnet, und wenn ein abweichender Gebrauch sanktioniert wird, dann ist „es regnet“ genau dann wahr, wenn es regnet.

## METAPHYSIK (ANSGAR BECKERMANN)

---

In der Metaphysik unterscheidet man traditionell zwischen allgemeiner und spezieller Metaphysik. In der allgemeinen Metaphysik oder Ontologie geht es darum, welche grundlegenden Kategorien von Entitäten es in der Welt gibt. Die spezielle Metaphysik umfasst dagegen die rationale Theologie, die rationale Psychologie und die rationale Kosmologie. Das Adjektiv „rational“ macht deutlich, dass es darum geht, welche Erkenntnisse man in den jeweiligen Bereichen allein durch Denken, d.h., *a priori* erlangen kann. Nachfolgerin der rationalen Theologie ist heute die Religionsphilosophie, Nachfolgerin der rationalen Psychologie die Philosophie des Geistes („philosophy of mind“). Die rationale Kosmologie spielt dagegen in der gegenwärtigen Philosophie kaum noch eine Rolle. Hier hat man das Feld weitgehend den empirischen Wissenschaften überlassen. Nur in der Wissenschaftstheorie werden noch Fragen behandelt, die an die alte rationale Kosmologie anknüpfen.

## ALLGEMEINE METAPHYSIK – ONTOLOGIE (PETER SCHULTE)

---

„Was gibt es?“ – so lautet, knapp formuliert, die Grundfrage der Ontologie. Damit ist natürlich nicht nach einer Liste aller existierenden Dinge gefragt. Vielmehr geht es in der Ontologie darum, zu klären, welche fundamentalen *Kategorien* (oder „Arten“) von Entitäten es gibt, und in welchen Beziehungen sie zueinander stehen.

Ein gutes Beispiel für eine ontologische Debatte ist die Kontroverse zwischen Nominalisten und Eigenschaftsrealisten. Fast alle Philosophen akzeptieren, dass es *konkrete Einzeldinge* gibt – Dinge wie Bud Spencer, den Mount Everest oder den Eisbären Knut. Doch gibt es *nur* konkrete Einzeldinge? Ist die Welt vollständig aus konkreten Einzeldingen aufgebaut? Nominalisten bejahen diese Frage. Eigenschaftsrealisten dagegen behaupten, dass neben

### ENTITÄTEN

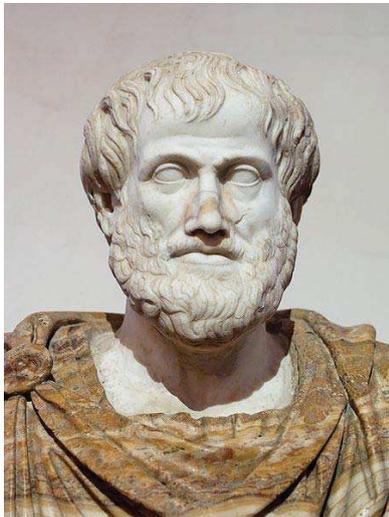
Philosophen benutzen den Ausdruck „Entität“, wenn sie über etwas reden, aber sich noch nicht festlegen wollen, zu welcher Art von Dingen es gehört.

konkreten Einzeldingen auch Eigenschaften existieren. Wenn beispielsweise Knut 100 kg wiegt, dann haben wir es den Realisten zufolge mit (mindestens) zwei Entitäten zu tun: Dem konkreten Einzelding Knut und der Eigenschaft, 100 kg zu wiegen, die von Knut instantiiert (d.h. „gehabt“) wird. Die meisten Realisten gehen noch weiter: Sie behaupten, dass Eigenschaften Entitäten sind, die von verschiedenen Einzeldingen instantiiert werden können. Wenn also Bud Spencer ebenfalls 100 kg wiegt, dann haben er und Knut dieselbe Eigenschaft. Diese Position bezeichnet man als Universalienrealismus.

Ein einfaches Argument für den Universalienrealismus lautet: „Wenn Knut und Bud Spencer beide 100 kg wiegen, dann gibt es etwas, dass Knut und Bud Spencer gemeinsam haben. Dieses ‚Etwas‘ kann aber nichts anderes sein als die Eigenschaft, 100 kg zu wiegen. Also gibt es universelle Eigenschaften.“ Nominalisten halten dieses Argument nicht für überzeugend: Sie sind der Ansicht, dass der Ausdruck „es gibt etwas, das Knut und Bud Spencer gemeinsam haben“ nicht wörtlich zu nehmen ist – Knut und Bud Spencer wiegen zwar beide 100 kg, aber es gibt deshalb keine *Entität*, die von beiden „gehabt“ wird.

Doch wie erklärt der Nominalist dann den Unterschied, der zwischen Knut und einem anderen Einzelding besteht, das *nicht* 100 kg wiegt, wie z.B. Barack Obama? Dem Realisten zufolge besteht der Unterschied darin, dass Knut eine Eigenschaft hat, die Obama nicht besitzt. Das lehnt der Nominalist ab. Er vertritt die These, dass der Unterschied zwischen Knut und Obama einfach darin liegt, *wie* diese beiden Einzeldinge sind – und nicht

darin, dass sie in unterschiedlichen Beziehungen zu einer dritten Entität (der universellen Eigenschaft des 100-kg-Wiegens) stehen. Auch zur Erklärung von Unterschieden, so der Nominalist, müssen wir keine Universalien heranziehen. Universalienrealisten haben allerdings noch weitere Argumente für ihre Position vorgebracht, und bis heute wird die Existenz von Universalien kontrovers diskutiert.



ARISTOTELES

384-322 v.Chr.

Aristoteles ist einer der bedeutendsten Metaphysiker

Die Bezeichnung „Metaphysik“ stammt allerdings von Andronikos von Rhodos, der bei einer Neuordnung der Schriften des Aristoteles im 1. Jh. v.Chr. die entsprechenden Bücher hinter den Schriften über die Physik (*meta ta physika*) einordnete

Es gibt noch eine ganze Reihe anderer ontologischer Kategorien, die umstritten sind, so z.B. die Kategorie der *Tatsachen* oder die Kategorie der *Ereignisse*. Und neben diesen allgemeinen Themen werden in der Ontologie auch speziellere Fragen behandelt: Gibt es *Naturgesetze*? Und wenn ja, in welcher Beziehung stehen Naturgesetze zu Eigenschaften und Einzeltatsachen? Gibt es *mathematische Entitäten* wie z.B. Zahlen und Mengen? Und wenn ja, was ist die Natur dieser Entitäten? Gibt es *modale Tatsachen*, d.h. Tatsachen über Möglichkeit und Notwendigkeit? Was ist die Natur der *Zeit*? Diese Fragen liegen allerdings im Grenzbereich zwischen Ontologie und anderen philosophischen Disziplinen (Wissenschaftstheorie, Philosophie der Mathematik, Logik und Sprachphilosophie), und können daher nur in Zusammenarbeit mit diesen beantwortet werden.

Ein weiterer Forschungsbereich, der in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen hat, ist die *Meta-Ontologie*. Meta-ontologische Fragestellungen betreffen den Status und die Bedeutung von Existenzaussagen: Was meinen wir eigentlich, wenn wir sagen, dass eine bestimmte Klasse von Dingen existiert? Gibt es nur einen Sinn von „Existenz“, oder ist dieser Ausdruck mehrdeutig? Inwieweit hängen ontologische Wahrheiten von sprachlichen Konventionen ab? Auch der Zusammenhang zwischen solchen meta-ontologischen Fragen und den traditionellen Problemen der Ontologie wird heute intensiv diskutiert.

## RELIGIONSPHILOSOPHIE (ANSGAR BECKERMANN)

In dieser philosophischen Disziplin geht es ganz allgemein darum, ob es religiöse Aussagen gibt, deren Wahrheit man – ganz ohne Berufung auf Offenbarung – allein mit vernünftigen Argumenten begründen kann. Im Zentrum der meisten Überlegungen steht dabei der christliche Gottesbegriff, demzufolge Gott einzig, ewig, personal, körperlos und höchst vollkommen (allwissend, allmächtig, allgütig) ist. Darüber hinaus wird davon ausgegangen, dass Gott die Welt erschaffen hat und dass er sie auch heute noch erhält und lenkt. Religionsphilosophische Überlegungen zum *Wesen* Gottes versuchen, die Attribute Gottes genauer zu analysieren. Bedeutet Ewigkeit Dasein zu allen Zeitpunkten oder Zeitlosigkeit? Kann Gott wirklich allwissend sein, wenn es von meinen freien Handlungen abhängt, wie es in der Welt weitergeht? Und wie steht es mit der Allmacht: Kann Gott einen Stein schaffen, den er selbst nicht heben kann?

Historisch gesehen hatte die Frage nach der *Existenz* eines christlich verstandenen Gottes aber eine noch größere Bedeutung. Kann man allein mit vernünftigen Argumenten zei-

gen, dass ein solcher Gott existiert? Oder sprechen vernünftige Argumente eher gegen seine Existenz? Argumente *für* die Existenz Gottes sind die so genannten *Gottesbeweise*. Grundidee des *ontologischen* Gottesbeweises ist, dass zum Begriff eines vollkommenen Wesens auch die Existenz gehöre. Wer leugne, dass ein solches Wesen existiert, verstricke sich daher in einen Widerspruch. Der *kosmologische* Gottesbeweis geht davon aus, dass alles eine Ursache habe und dass die Kette der Ursachen nicht bis ins Unendliche gehen könne. Also müsse es eine erste Ursache geben, die ihren Grund in sich selbst hat – Gott. Der *teleologische* oder *physikotheologische* Gottesbeweis schließlich beruht auf der Tatsache, dass die Welt wohlgeordnet ist bzw. dass es in der Welt zweckmäßig eingerichtete Wesen (Pflanzen, Tiere) gibt. Die Welt als ganze oder zumindest diese Wesen seien von Menschen erdachten und gebauten Maschinen sehr ähnlich. Maschinen aber würden nur von intelligenten Wesen geschaffen. Daher, so der Analogieschluss, sei es zumindest sehr wahrscheinlich, dass auch die Welt als ganze oder zumindest Pflanzen und Tiere von intelligenten Wesen geschaffen wurden.

*Gegen* die Existenz eines christlich verstandenen Gottes scheint zumindest auf den ersten Blick die Tatsache zu sprechen, dass es auf der Welt eine unermessliche Menge von Schmerz und Leid gibt. Epikur hat dieses *Problem des Übels* so formuliert: „Ist [Gott] willens, aber nicht fähig, Übel zu verhindern? Dann ist er ohnmächtig. Ist er fähig, aber nicht willens? Dann ist er boshaft. Ist er sowohl fähig als auch willens? Woher kommt dann das Übel?“ (nach David Hume, *Dialoge über natürliche Religion*, Stuttgart: Reclam 1981, S. 99) Lange hat man gedacht, dass die beiden Aussagen „Es gibt einen allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gott“ und „In der Welt gibt es eine unermessliche Menge von Schmerz und Leid“ aus logischen Gründen nicht zugleich wahr sein können. Doch das stimmt nicht, da auch ein allwissender, allmächtiger und allgütiger Gott jedes Leid zulassen muss, das zur Erreichung höherrangiger Güter notwendig ist. Doch damit ist das Problem nicht gelöst. Denn wie wahrscheinlich ist es, dass *jeder* Schmerz und *jedes* Leid, das wir in der Welt vorfinden, tatsächlich zur Erreichung höherrangiger Güter notwendig sind? Oder anders gewendet: Wenn man die Welt so betrachtet, wie sie ist, mit allen Schönheiten und Freuden und allen Schmerzen und Leiden, wie wahrscheinlich ist es dann, dass diese Welt von einem allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gott geschaffen wurde? Wenn sie überhaupt geschaffen wurde, ist es dann nicht viel plausibler zu vermuten, dass der Schöpfer seinen Geschöpfen in ihrer Not entweder nicht helfen kann oder nicht helfen will?

Für die Existenz Gottes wird häufig auch angeführt, dass viele Menschen *religiöse Erfahrungen* machen, bei denen sie glauben, direkt mit einer übernatürlichen Welt in Kontakt zu treten. Gegen dieses Argument ist geltend gemacht worden, dass solche Erfahrungen besonders auch in Extremsituationen, z.B. bei Sauerstoffmangel, und bei der Einnahme bestimmter Drogen, auftreten und dass man, wenn jemand im Alkoholdelirium behauptet, auf seinem Bett seien Schlangen und Reptilien, auch nicht glaubt, dass diese Tiere wirklich da sind. Erkenntnistheoretische Überlegungen zeigen jedoch, dass es um den Nachweis der Verlässlichkeit religiöser Erfahrungen keineswegs schlechter bestellt ist als



DAVID HUME

1711-1756

In seinen *Dialogues concerning Natural Religion* diskutiert Hume kritisch, was wir allein mit Mitteln des vernünftigen Überlegens über die Existenz und die Eigenschaften Gottes herausfinden können.

um den Nachweis der Verlässlichkeit ganz normaler Sinneswahrnehmungen. Allerdings: Selbst wenn man bei religiösen Erfahrungen mit einer übernatürlichen Welt in Kontakt tritt, ist damit über die Natur dieser Welt noch nichts gesagt.

## PHILOSOPHIE DES GEISTES (ANSGAR BECKERMANN)



RENÉ DESCARTES

1596-1650

Descartes prägt mit seinem Leib-Seele-Dualismus die gesamte neuere Philosophie des Geistes

In der Welt gibt es unbelebte Dinge – Steine, Berge, Flüsse –, Lebewesen wie Pflanzen und Tiere und schließlich Menschen. Sind alle diese Dinge natürliche Wesen, die nach denselben Gesetzen erklärt werden können? Oder gibt es einen grundsätzlichen ontologischen Unterschied zwischen ihnen? In der Antike wurde eine klare Grenze zwischen unbelebten Dingen und Lebewesen gezogen. Lebewesen unterscheiden sich nach antikem Verständnis grundlegend von der unbelebten Natur. Ihre spezifischen Fähigkeiten – Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung, Wahrnehmung, zielgerichtete Bewegung – lassen sich nur durch die Annahme einer Seele erklären; allerdings war die Natur dieser Seele sehr umstritten. Seit Descartes wurde die Grenzlinie häufig anders gezogen: Auf der einen Seite die materielle Welt, auf der anderen Seite der Mensch, der neben einem Körper auch eine immaterielle Seele besitzt, die ihn von allen materiellen Wesen unterscheidet. (Eine Version dieses so genannten *Körper-Seele-*

*Dualismus* wurde schon von Platon vertreten.) Tiere gehören Descartes zufolge zur materiellen Welt, da es für alle vitalen Fähigkeiten eine rein mechanische Erklärung gibt. Descartes war außerdem der Meinung, dass immaterielle Seele und materieller Körper kausal aufeinander einwirken. Doch in dieser Annahme liegt die größte Schwäche seiner Theorie. Wie können zwei Wesen so unterschiedlicher Natur überhaupt kausal interagieren? Ist eine solche Interaktion mit den Erhaltungssätzen der Physik vereinbar? Wo findet die kausale Interaktion statt? Und warum gerade da? In der Nachfolge Descartes' wurden viele Theorien entwickelt, mit denen die Schwächen des interaktionistischen Dualismus überwunden werden sollten – z.B. der psychophysische Parallelismus von G.W. Leibniz. Dieser Theorie zufolge gibt es keine kausale Interaktion zwischen Körper und Seele; doch Gott hat dafür gesorgt, dass mentale und körperliche Ereignisse so aufeinander abgestimmt sind wie die Vorgänge in zwei Uhren, die der Uhrmacher so eingerichtet hat, dass sie immer die gleiche Zeit zeigen. Besonders von Naturwissenschaftlern ist eher der Epiphänomenalismus favorisiert worden, demzufolge die kausale Beeinflussung nur in eine Richtung geht – körperliche verursachen geistige Phänomene, aber nicht umgekehrt. In neuester Zeit ist darüber hinaus bezweifelt worden, dass Descartes' Grundannahme, es könne rein geistige Wesen geben, überhaupt kohärent ist. Deshalb gibt es heute viele, die den Cartesischen Dualismus ablehnen.

Damit sind jedoch noch nicht alle Fragen beantwortet. Wie z.B. verhält sich das, was wir denken und fühlen, zu dem, was in unserem Gehirn vor sich geht? Sind Gedanken und Gefühle identisch mit Gehirnvorgängen? Werden sie durch diese verursacht? Oder sind sie in einem metaphysischen Sinn determiniert durch neuronale Prozesse? Gedanken sind intentionale Zustände; sie haben semantische Inhalte, die in der Regel durch dass-Sätze ausgedrückt werden: Man glaubt, dass  $2+2=4$ ; man wünscht, dass das Wetter endlich besser wird; man befürchtet, dass sich die Krise noch weiter verschlimmern wird. Gefühle dagegen sind phänomenale Zustände, sie haben einen qualitativen Charakter. Es fühlt

sich auf eine jeweils spezifische Weise an, einen reifen Pfirsich zu schmecken, den Klang einer Klarinette zu hören oder den blauen Himmel zu sehen. Deshalb wird in der Philosophie des Geistes inzwischen intensiv diskutiert, ob intentionale Zustände und phänomenale Zustände überhaupt mit neuronalen Zuständen identisch sein können oder ob es tatsächlich der Fall ist, dass diese Zustände in einem metaphysischen Sinn durch neuronale Prozesse determiniert sind.

Zu den Problemen der Philosophie des Geistes gehören außerdem die Fragen „Was macht eine Person aus?“ und „Haben wir einen freien Willen?“, die jedoch auch einen starken Bezug zur praktischen Philosophie, und insbesondere zur Handlungstheorie, haben.

## DIE DISZIPLINEN DER PRAKTISCHEN PHILOSOPHIE

### HANDLUNGSTHEORIE (PETER SCHULTE)

Angenommen, Ede stiehlt im Kaufhaus eine CD und wird kurz darauf verhaftet. Intuitiv besteht zwischen beidem ein klarer Unterschied: Das Stehlen der CD ist etwas, das Ede *tut*, seine Verhaftung dagegen ist etwas, das ihm *zustoßt*. Derselbe Unterschied lässt sich auch an vielen anderen alltäglichen Beispielen illustrieren: Wenn wir Klavier spielen, Texte schreiben oder Lottoscheine ausfüllen, dann tun wir etwas (wir sind *aktiv*); wenn wir fotografiert werden, eine Ohrfeige bekommen oder im Lotto gewinnen, dann geschieht etwas mit uns (wir sind *passiv*). Diese Zweiteilung ist aber noch zu einfach: Wenn wir blinzeln, atmen oder vor Schreck zusammenzucken, dann tun wir etwas (wir sind aktiv, wir *verhalten* uns auf eine bestimmte Weise); doch zwischen solchen Verhaltensweisen und dem Stehlen von CDs oder dem Schreiben von Texten scheint ebenfalls ein klarer Unterschied zu bestehen. Nur die letzteren Aktivitäten werden normalerweise „Handlungen“ genannt.

Handlungstheoretiker versuchen zu klären, worauf diese intuitiven Unterschiede beruhen. Sie wollen die Frage beantworten, *was Handlungen sind*, d.h., wodurch sich Handlungen von Dingen, die mit uns geschehen und von ‚bloßem Verhalten‘ unterscheiden. Ein Vorschlag, oft „Volitionalismus“ genannt, lautet: Handlungen sind diejenigen Körperbewegungen, die von *Willensakten* („Volitionen“) verursacht werden. Auf den ersten Blick scheint das plausibel: Wer eine CD stiehlt oder einen Text schreibt, der tut das (im Normalfall) auf der Basis eines bewussten Entschlusses. Für Blinzeln, Atmen und Zusammenzucken gilt dies nicht, und offensichtlich auch nicht für Verhaftet-Werden oder Im-Lotto-Gewinnen. Dennoch gibt es Probleme: Ein Willensakt ist, wie der Name schon sagt, selbst eine (mentale) Handlung. Aber kann man wirklich sagen, dass man zwischen 11 und 13 Uhr sieben Willensakte ausgeführt hat?



Außerdem: Wenn der Volitionalismus korrekt ist, folgt daraus, dass auch der Willensakt durch einen weiteren Willensakt verursacht werden muss, und der wiederum durch noch einen Willensakt, und so weiter. Daraus resultiert ein unendlicher Regress. Es ist aber unmöglich, dass vor jeder Handlung unendlich viele Willensakte vollzogen werden, also ist der Volitionalismus (in der hier vorgestellten, einfachen Form) nicht haltbar.

Eine Alternative zum Volitionalismus lautet: Handlungen sind Körperbewegungen, die durch bestimmte Wünsche und Meinungen des Handelnden verursacht werden. Edes Diebstahl z.B. ist eine Handlung, weil seine Bewegungen durch folgendes Wunsch-Meinungs-Paar verursacht werden: den Wunsch, die CD zu besitzen, ohne für sie bezahlen zu müssen, und die Meinung, dass dieser Wunsch am besten durch einen Diebstahl realisiert werden kann. Ein Regress ergibt sich hier nicht, da Wünsche und Meinungen keine Handlungen, sondern *Zustände* des Handelnden sind. Doch auch die Wunsch-Meinungs-Theorie ist nicht unumstritten. Da gibt es z.B. das Problem „abweichender Kausalketten“. Paul möchte an das Erbe seines Onkels herankommen und glaubt, dass er das am besten erreichen kann, indem er den Onkel überfährt. Er setzt sich in sein Auto, ist aber aufgrund seines Vorhabens so nervös, dass er ohne dies zu wollen einen Fußgänger überfährt, von dem sich im Nachhinein herausstellt, dass es sein Onkel ist. Das Überfahren geht also ursächlich auf den Wunsch und die Überzeugung Pauls zurück; aber hat Paul diesen Fußgänger, seinen Onkel, deshalb absichtlich überfahren? Kann man Paul wirklich diese Handlung zuschreiben?

Trotz solcher Probleme hat die Wunsch-Meinungs-Theorie viele Anhänger. Es gibt aber auch konkurrierende Ansätze. Eine Reihe von Theoretikern geht z.B. davon aus, dass eine Handlung etwas ist, das durch *Gründe* erklärt werden kann, dass Gründe aber nicht (wie manche Vertreter der Wunsch-Meinungs-Theorie behaupten) mit Wunsch-Meinungs-Paaren gleichzusetzen sind. Unter „Gründen“ sollten vielmehr „gute Gründe“ verstanden werden – Faktoren, die *für* eine Handlung sprechen oder diese *rechtfertigen*. (*Dass Wasser Durst stillt* ist z.B. ein guter Grund für einen Durstigen, Wasser zu trinken.) Die zentrale These der Gründe-Theoretiker lautet: Eine Handlung findet genau dann statt, wenn ein Akteur *aus einem (guten) Grund* (oder aus mehreren guten Gründen) etwas tut, d.h., wenn man sein Verhalten durch den Grund, aus dem er handelt, erklären kann. Doch hier ergibt sich ein Problem: Es scheint klar, dass es Handlungen gibt, für die *keine* guten Gründe sprechen. (Wenn z.B. ein Durstiger aus einer Spiritusflasche trinkt, weil er denkt, sie enthalte Wasser, dann gibt es keinen guten Grund für seine Handlung – der Durstige *glaubt* nur, dass es einen solchen Grund gibt.) Wie kann der Gründe-Theoretiker mit solchen Fällen umgehen? Zu dieser Frage gibt es in der Literatur mehrere Antworten, die aber alle neue Probleme aufwerfen.

Warum sind diese Fragen überhaupt interessant? Warum ist es wichtig, Handlungen von Nicht-Handlungen abzugrenzen? Vor allem deshalb, weil der Handlungsbegriff zentral für unser Selbstverständnis und unsere moralische Praxis ist. Nur für Handlungen sind wir moralisch verantwortlich; nur Handlungen sind relevant für Fragen nach Schuld und Verdienst, Belohnung und Strafe. Und auch das Problem der Willensfreiheit ist eng mit handlungstheoretischen Fragen verbunden.

In der Ethik geht es um die Frage, wie man leben soll; und man fragt das, weil man vermutlich bessere Chancen hat, so zu leben, wie es richtig ist, wenn man weiß, wie es richtig ist (so Aristoteles, *Nikomachische Ethik* 1094 a 22-24). Ethik ist also im doppelten Sinn eine praktische Disziplin – einmal in dem Sinne, dass sie es mit gutem und rechten Handeln und dem Gegenteil davon zu tun hat, zum anderen auch in dem Sinne, dass sie auf das Leben derjenigen Einfluss haben mag, die über diese Dinge Einsicht erreichen.

Schon in welchen Begriffen man ethische Fragen am besten stellt, ist umstritten. In der griechischen Ethik herrschte der Gedanke vor, dass es ein ganzes Leben ist, was gut ist oder fehlgeht; und da die Charakterzüge von Menschen, an denen es wesentlich hängt, ob ein Leben gut ist, Tugenden sind, so war diese Ethik zu einem großen Teil Tugendlehre. Die Neuzeit dagegen hat die einzelne Handlung als die Grundeinheit für eine ethische Beurteilung angesehen und gefragt: Wann ist eine solche Handlung richtig? Auf diese Frage ist eine Vielzahl von Antworten gegeben worden, die sich aber in zwei große Gruppen teilen. Die einen machen die Richtigkeit oder Verfehltheit einer Handlung davon abhängig, was für Folgen sie hat oder was für Folgen sie nach Meinung des Handelnden hat. Für die anderen hängt die Richtigkeit oder Verfehltheit einer Handlung allein daran, von welcher Art die Handlung selbst ist. Von dieser Ansicht ist etwa die Auffassung geleitet, dass Folter auf jeden Fall verboten ist – selbst wenn durch ein erzwungenes Geständnis ein Leben gerettet werden könnte.

Ein großer Teil der gegenwärtigen Diskussion in der Ethik betrifft eben diese Frage: in welchen Begriffen wir unsere Erfahrung davon fassen sollen, dass Menschen Gutes oder Schlimmes tun, recht oder unrecht handeln, und daran anschließend die Frage: worauf sich der Anspruch stützt, der mit solchen Reden an Handelnde erhoben wird. Gibt es moralische Tatsachen, etwa die Tatsache, dass man in Not Geratenen helfen soll? Beruht die Geltung moralischer Normen auf dem Willen Gottes? Lassen sich solche Normen auf andere Weise für alle verbindlich begründen? Oder lässt sich die Frage nach dem Geltungsanspruch moralischer Normen überhaupt nicht überzeugend beantworten? Gerade die letzte Auffassung hat zu Extrempositionen geführt, die das ganze Unternehmen Ethik in Frage stellen, sei es mit der These, dass vom Guten und Rechten vernünftig nur politisch geredet werden kann, sei es mit der Zurückweisung ethischer Ansprüche im Namen der Selbstverwirklichung eines souveränen Individuums.

Zu diesem traditionellen Problembestand der Ethik sind im 20. Jahrhundert zwei Entwicklungen hinzugekommen. Zum einen die Metaethik, in der es um die Analyse sprachlicher Ausdrücke wie „gut“, „richtig“, „sollen“ und „verboten“ geht. Historisch stammt sie von dem Programm einer logischen Analyse der Sprache ab, das von Ethikern aufgenommen wurde. Dabei hofften manche zunächst, mit den Mitteln der Sprachanalyse würden die Streitigkeiten in der Ethik selbst entweder entschieden oder für gegenstandslos erklärt werden können. Diese Hoffnung ist weit gehend verschwunden. Heute ist es ein eigenständiger, also nicht nur zu anderen Zwecken bearbeiteter Bereich ethischer Untersuchung: wie unser Re-



IMMANUEL KANT

1724-1804

#### EINE FORM DES KATEGORISCHEN IMPERATIVS:

Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.

(KpV 1. Teil, 1. Buch, §7)

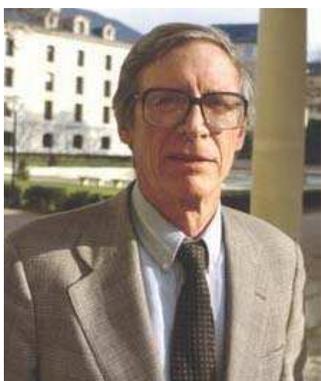
den vom Guten und Rechten selbst zu verstehen ist, als Aussagen über Sachen, als Kundgabe von Gefühlen, als Ausdruck des Akzeptierens von Prinzipien, oder wie sonst?

Zum anderen die angewandte Ethik. Mit ihr reagiert das Fach auf im weiten Sinne gesellschaftliche Veränderungen. Technische Entwicklungen haben die Möglichkeiten des Handelns ausgedehnt, wirtschaftliche Entwicklungen haben das Wirkungsfeld des Handelns erweitert, ideelle Entwicklungen haben die moralische Sensibilität erhöht – all das hat dazu geführt, dass viel mehr Dinge und untereinander ganz unterschiedliche Dinge nach ethischer Beurteilung verlangen. Angewandte Ethik, die diesem Bedürfnis genügen will, ist entsprechend kein einheitliches Feld, sondern eine Vielzahl spezieller Expertisen: medizinische Ethik, Wirtschaftsethik, Umweltethik, Sportethik, und so weiter.

## POLITISCHE PHILOSOPHIE / SOZIALPHILOSOPHIE (VERONIQUE ZANETTI)

---

Von Platon und Aristoteles bis auf unsere Tage haben Philosophen die Grundfrage allen politischen Denkens untersucht: Wie sollen Menschen zusammenleben? Weil Menschen soziale Wesen und aufeinander angewiesen sind, müssen sie sich um die Form ihres Zusammenlebens, um die Organisation der Gesellschaft und die Verteilung der gemeinsamen Rechte und Pflichten im Hinblick auf ein friedliches gemeinsames Leben Gedanken machen. Sozialphilosophie und politische Philosophie schöpfen somit aus einem Reservoir von verwandten Fragen. Beide beziehen sich auf soziale Phänomene, die für die Beziehungen zwischen Menschen bestimmend sind. Gegenstand der Sozial- und der politischen Philosophie sind Staaten, Institutionen, Familien, Parlamente, Gerichte usw. und das Verhältnis der Individuen zu diesen Gemeinschaften (Aristoteles lässt die *Politik* mit der Untersuchung der einfachsten und natürlichen Gemeinschaften anfangen, nämlich den Verbindungen von Mann und Frau, Männern und Kindern und Herren und Sklaven. Allerdings sind die kleineren sozialen Einheiten nur Vorstufen des Politischen, erst der Staat sorgt für die Entwicklung und Vervollkommnung der Individuen und ihrer Tugend). Im Unterschied zur Politikwissenschaft und zur Soziologie stehen jedoch weniger real existierende Staats- und Regierungsformen oder empirische Aspekte des gesellschaftlichen Lebens als vielmehr Grundlagen- oder Prinzipienfragen sowie normative Perspektiven auf diese Gegenstände im Zentrum der Sozial- und politischen Philosophie. Dabei entstehen Querverbindungen zu anderen philosophischen Teildisziplinen, vor allem zur Moral- und zur Rechtsphilosophie. Zum Aufgabenbereich der politischen Philosophie



JOHN RAWLS

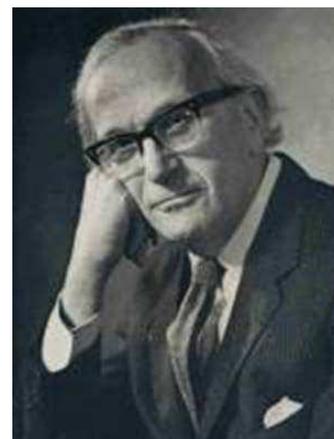
1921-2002  
Bedeutendster  
politischer Philosoph  
des 20. Jahrhunderts

zählen unter anderem Themen wie Staatslegitimation, Herrschaft, Macht und Freiheit, Gerechtigkeit, Gemeinwohl und Frieden. Historisch können die politische- und die Sozialphilosophie auf eine lange Tradition zurückblicken. Viele große Denker haben bedeutende Modelle zur Interpretation politisch-philosophischer Phänomene geliefert, und oft sind philosophische Ideen zur Basis sowohl empirischer Theorien wie von realen Gesellschaftsmodellen geworden (man denke zum Beispiel an die Lehre des Sozialismus, des Marxismus oder des Wirtschaftsliberalismus). Für die gegenwärtige Philosophie besteht deswegen, neben der systematischen Auseinandersetzung mit den aktuellen gesellschaftlichen Problemen, eine wichtige Aufgabe im Lebendig-Erhalten und Interpretieren der Klassiker, in der Rekonstruktion und Analyse ihrer Argumente und in der Einbeziehung derselben in den aktuellen Diskurs über dieselben Gegenstände.

Unter dem Einfluss der territorialen Entgrenzung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Phänomene seit Ende des zwanzigsten Jahrhunderts entstehen neue theoretische und praktische Herausforderungen für die politische Philosophie. Vor dem Hintergrund der Globalisierung des Handelns, der Investitionen und der Produktion von Gütern ist die Gegenwart mit der Aufgabe konfrontiert, die Möglichkeit politischen Handelns und politischer Verantwortung neu zu beurteilen. Bisher hauptsächlich in nationalstaatlichem Rahmen analysierte Probleme wie die Sicherheit, die Gerechtigkeit politischer Regime, die Verteilung natürlicher Ressourcen und insgesamt Fragen der Verteilungsgerechtigkeit müssen sich dem Prüfstein der globalen Herausforderung stellen. Im Zuge dieser Entwicklung empfehlen manche sogar, sich vom Gedanken des Nationalstaats zu verabschieden. Themenbereiche wie globale Gerechtigkeit, Legitimität transnationaler Akteure, Demokratie internationaler Institutionen und internationale Friedenssicherheit eröffnen neue Fragen, die den Teilbereich der Philosophie der internationalen Beziehungen konstituieren. Die Frage, welche Wege zur Errichtung einer stabilen und als legitim anerkannten Weltordnung führen, wird zweifellos noch lange im Zentrum politisch-philosophischer Analysen bleiben. Und wieder gilt: Die Philosophie hat eine Vordenkerrolle bei der Umsetzung von Gedanken in empirische Theorien einerseits, realpolitisches Handeln andererseits.

### RECHTSPHILOSOPHIE (VERONIQUE ZANETTI)

H.L.A. Hart eröffnet sein bekanntes Werk *The Concept of Law* mit der erstaunlichen Behauptung, dass wenige die menschliche Gesellschaft betreffende Fragen mit solcher Hartnäckigkeit gestellt und von ernsthaften Denkern auf so verschiedene, merkwürdige und sogar paradoxe Weisen beantwortet worden seien wie die Frage „Was ist Recht?“ (Kap. I, S. 1). Diese Behauptung mag deshalb erstaunen, weil jeder Bürger, wenn er eine Wohnung mietet, heiratet oder einfach über die Grenze fährt, mit dem Recht konfrontiert wird. Hat nicht jeder Polizist eine klare Vorstellung von dem, was Recht ist, wenn er einen Strafzettel ausfüllt, und weiß nicht jeder Jurist, worin sein Metier besteht? Der der juristischen Praxis zugrundeliegende Rechtsbegriff wird im Allgemeinen als selbstverständlich vorausgesetzt. Anders, wenn es darum geht zu fragen, was Recht denn eigentlich sei, wodurch sich die Normen des Rechts von sonstigen Normen unterscheiden oder ob das Recht normativen Anforderungen genügen muss, um als Recht gelten zu dürfen. Genau mit solchen ontologischen und normativen Fragen setzt sich die Rechtsphilosophie auseinander.



HERBERT L.A. HART

1907-1992

Rechtsnormen enthalten Gebote oder Vorschriften, Anweisungen oder Aufforderungen zu einem bestimmten Verhalten. Es scheint deshalb ein allgemeines Merkmal des Rechts zu sein, dass es durch seine Regeln das Verhalten der Menschen einschränkt. Funktional betrachtet, garantiert das Recht ein gewisses friedliches Miteinandersein, indem es, wie Kant sagt, die Willkür des einen mit der Willkür des andern nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit ausgleicht (*Metaphysik der Sitten*, Akademieausgabe Bd. VI, S. 230). Vom soziologischen Gesichtspunkt ist zu klären, wie sich Rechtsregeln von anderen sozialen Regeln (wie den Gewohnheitsregeln zum Beispiel) unterscheiden. Und normativ gesehen fragt sich, ob sich die rechtliche von der moralischen Verpflichtung unterscheidet und wie sich beide zueinander verhalten.

Das Verhältnis von Recht und Moral ist ohne Zweifel eines der Hauptprobleme im Streit um den Rechtsbegriff. Allerdings galt das nicht für die antike Philosophie. Für Sokrates waren individuelle Tugend und geltendes Recht dasselbe, und ein Verstoß gegen das Recht galt als moralisch unanständig. Seine Verurteilung zum Tod war seiner Ansicht nach nicht das Ergebnis eines ungerechten Gesetzes, sondern einer falschen Auslegung desselben (vgl. Platon *Kriton*, 54b2-d1).

Bis zum 18. Jahrhundert wurden die Rechtsprobleme unter dem Titel „Naturrecht“ abgehandelt und als Teilbereich der Moralphilosophie betrachtet. Kants rechtsphilosophisches Hauptwerk trägt noch den Titel „Metaphysik der Sitten“. Unter Berufung auf überpositives Recht ging die Naturrechtstheorie davon aus, dass bestimmte Rechte unabhängig von der konkreten Ausgestaltung durch das positive Recht Geltung beanspruchen. Aktuell bleibt noch die Frage, ob es nicht doch einen minimalen Kern an vorpositiven Normen gibt, an denen das Recht sich orientieren soll.

Gegenwärtig stehen sich in der Debatte über das Verhältnis von Recht und Moral nach wie vor zwei Grundpositionen gegenüber: die positivistische und die nichtpositivistische. Positivistische Theorien vertreten die *Trennungsthese*. Diese besagt, dass der Begriff des Rechts so zu definieren ist, dass er keine moralischen Elemente einschließt. Die Trennungsthese setzt voraus, dass es keinen begrifflich notwendigen Zusammenhang zwischen dem, was das Recht gebietet, und der Moral gibt. Der große Rechtspositivist Hans Kelsen hat dies in die Formel gekleidet: „Daher kann jeder beliebige Inhalt Recht sein“ (*Reine Rechtslehre*, Wien 1960, S. 201). Demnach gälte die Rechtsordnung einer Mafiaorganisation als Recht, solange sie wirksam ist. Die nichtpositivistischen Theorien hingegen vertreten die *Verbindungsthese*; sie zielt auf die Verbindung zwischen dem Recht, wie es ist, und dem, wie es sein soll. Wenn Gesetze ein „unerträgliches Maß“ an Ungechtigkeit erreicht haben, sind sie entweder Fälle von „gesetzlichem Unrecht“ und verdienen, nicht befolgt zu werden, oder haben keinen Anspruch auf den Titel „Recht“. Für Gustav Radbruch, den bekanntesten Widersacher des Rechtspositivismus, kann die Idee des Rechts keine andere sein als die Gerechtigkeit (*Rechtsphilosophie*, 1932).

Neben der Analyse des Begriffs, der Untersuchung von Grenzen und Geltung des Rechts ist die Rechtsphilosophie zentral befasst mit Fragen der richtigen Rechtsauslegung und rechtspolitischen Fragen. Es fragt sich nämlich, was eine richterliche Entscheidung richtig oder besser macht als andere Entscheidungen. Hier grenzt der Bereich der Rechtsphilosophie an den der Sprachanalyse: Nimmt man in Kauf, dass Begriffe und Regeln immer „Schattenzonen“ enthalten, kann ihre Anwendung auf besondere Fälle im Bereich dieser Zone nicht eine Sache logischer Deduktion sein. Zu den rechtspolitischen und rechtsethischen Bereichen gehören Fragen wie die nach der empirischen Geltung der Menschenrechte, solche der Abtreibungs- und Selbstverfügungsrechte oder des zivilen Ungehorsams. Hier überschneiden sich zum Teil die Bereiche der Rechtsphilosophie mit denen der angewandten Ethik und der politischen Philosophie.

## WEITERE DISZIPLINEN DER PHILOSOPHIE

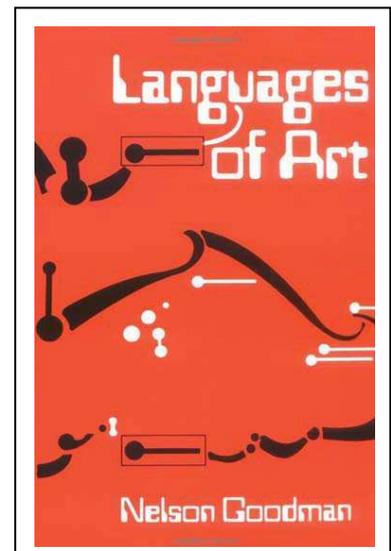
---

### ÄSTHETIK (RÜDIGER BITTNER)

---

Im heutigen Sprachgebrauch bezeichnet „Ästhetik“ die Philosophie der Kunst. Eine Philosophie der Kunst gibt es, weil Kunstwerke erstaunliche, den Dingen in unserer Erfahrung sonst nicht gleichende Gegenstände zu sein scheinen. Die leitenden Fragen der philosophischen Ästhetik sind daher, zum einen was Kunstwerke sind und welchen Eigenschaften sie die Bedeutung verdanken, die sie in unserem Leben gewinnen können, zum anderen in was für einer Art von Erfahrung wir dieser Bedeutsamkeit von Kunstwerken gerecht werden.

Der Ausdruck „Ästhetik“ wurde erst in den 1730er Jahren geprägt, als eine Parallelbildung zu „Logik“, und hatte ursprünglich eine viel weitere Bedeutung, nämlich die einer Wissenschaft von sinnlicher Erkenntnis (so noch bei Kant in der *Kritik der reinen Vernunft*). Die philosophische Auseinandersetzung mit Kunst dagegen ist viel älter und geht bis auf die Antike zurück. Sie speiste sich damals vor allem aus zwei Quellen, zum einen aus der Frage, ob Kunst und vor allem Dichtung einen Anspruch auf Wahrheit erheben kann, und wenn ja, in welchem Verhältnis diese Wahrheit zur wissenschaftlich erkannten steht, zum anderen aus der Tradition der Poetik, also einer gelehrten Kenntnis davon, wie man das macht, dichten. Beide Quellen sind in der neueren Zeit fast ganz ausgetrocknet. Von einer Wahrheit zu reden, die in der Kunst, vielleicht sogar allein in der Kunst erscheint, findet kaum noch Glauben, und die Tradition der Poetik endete im 18. Jahrhundert mit dem Einzug des Genies, von dessen Tun sich philosophisch keine Rechenschaft mehr geben lässt. Heutige Ästhetik als Kunstphilosophie ist, vor dem Hintergrund dieser reicheren Vorgeschichte, ein Restbestand.



Manche haben angesichts dessen versucht, Ästhetik als Kunstphilosophie in den Rahmen einer Ästhetik als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis zurück zu stellen, andere haben zum Begreifen von Kunst auf metaphysische Zweiheiten wie die von Körper und Seele zurückgegriffen, wieder andere haben in der Nachfolge Hegels Kunstphilosophie als Geschichtsphilosophie betrieben, und ähnliche Versuche hat es noch mehr gegeben. Keiner hat sich auch nur weit gehend durchgesetzt, und so ist Ästhetik heute unter den philosophischen Teilgebieten sicherlich das mit dem uneinheitlichsten Profil.

### WIE BETREIBT MAN PHILOSOPHIE? (ANSGAR BECKERMANN)

---

Wenden wir uns nach diesem Überblick zum Schluss der Frage zu, *wie* man Philosophie betreibt. Zunächst: Philosophen führen keine Experimente durch, sie machen keine Feldversuche und auch keine Umfragen. Philosophie gehört nicht zu den empirischen Wissenschaften. Das heißt nicht, dass empirische Fakten in der Philosophie keine Rolle spielen. Zwei der wichtigsten Gottesbeweise beruhen jeweils auf sehr allgemeinen empirischen Tatsachen – der kosmologische Gottesbeweis auf der Tatsache, dass es überhaupt etwas gibt, und der teleologische Gottesbeweis auf der Tatsache, dass die Welt wohlgeordnet ist bzw. dass es in der Welt zweckmäßig eingerichtete Wesen gibt (Pflanzen, Tiere

etc.). Andererseits argumentieren manche Philosophen gegen die Existenz eines christlich verstandenen Gottes, indem sie auf die unbestreitbare Tatsache verweisen, dass es in der Welt sehr viel Schmerz und Leid gibt. Und, um ein letztes Beispiel zu nennen, Thomas Kuhns Theorie wissenschaftlicher Revolutionen beruht auf einer genauen Betrachtung der tatsächlichen Geschichte der Wissenschaften. Philosophen erheben aber keine Fakten; doch sie gehen des öfteren von empirischen Befunden aus, die entweder allgemein bekannt sind oder die von anderen Wissenschaften bereit gestellt werden. Das eigentliche Geschäft der Philosophie besteht dann darin, herauszufinden, wie diese Befunde zu interpretieren sind und was aus ihnen folgt. Folgt aus der Tatsache, dass es überhaupt etwas gibt, oder aus der Tatsache, dass die Welt zweckmäßig eingerichtete Wesen enthält, dass es einen Gott gibt? Folgt aus der Existenz von Schmerz und Leid, dass es keinen Gott gibt? Folgt aus den neuesten Ergebnissen der Neurowissenschaften, dass wir keinen freien Willen haben? Folgt aus der Tatsache, dass in manchen Kulturen die Todesstrafe gilt und in anderen nicht, dass alle moralischen Normen relativ sind? Und diese Fragen können nicht mit Hilfe von empirischen Untersuchungen beantwortet werden.

Ebenso wie von den empirischen Wissenschaften unterscheidet sich die Philosophie von der Mathematik. Die Erkenntnistheorie der Mathematik ist umstritten. Wenn man auf die Praxis der Mathematiker schaut, ist aber eines klar: In der Mathematik geht es um deduktive Beweise. Man geht von bestimmten Axiomen aus und untersucht, was sich aus diesen Axiomen deduktiv ableiten lässt. Dies ist in der Philosophie nicht so. Deduktive Beweise spielen eine eher untergeordnete Rolle und die Frage ist eigentlich nie, was aus bestimmten Axiomen logisch folgt.

Vielleicht gleicht das Vorgehen in der Philosophie am ehesten dem von Richtern in einem Strafprozess. Sie haben die Frage zu beantworten, ob der Angeklagte schuldig ist oder nicht; sie sammeln Hinweise auf seine Schuld und auf seine Unschuld, wägen diese ab und fällen am Ende ein Urteil. Auch in der Philosophie geht es um Sachfragen: Stellen wissenschaftliche Theorien die Welt so dar, wie sie wirklich ist? Lässt sich die Existenz der Außenwelt beweisen? Hat der Mensch eine unsterbliche Seele? Gehört es zu den Aufgaben des Staates, für einen gerechten Ausgleich bei den Einkommen seiner Bürger zu sorgen? Sind normative Aussagen objektiv gültig? – Philosophen sichten Argumente, die für eine positive und die für eine negative Antwort sprechen. Sie bewerten diese Argumente; d.h., sie untersuchen insbesondere, ob diese Argumente zeigen, was sie zeigen sollen. Aber, und da hört die Analogie schließlich auf: Am Ende gibt es kein Urteil. Niemand kann *ex cathedra* entscheiden, welche Argumente die besseren sind. Deshalb ist Philosophie ein immer weiter fortschreitender Diskussionsprozess.

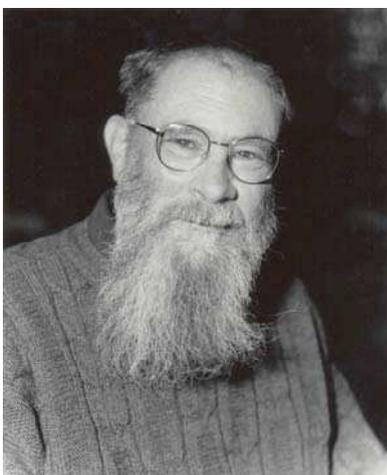
Immer wieder ist beklagt worden, dass die Philosophie ‚noch‘ nicht den „sicheren Gang einer Wissenschaft“ erreicht hat (Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede zur zweiten Auflage), dass es keinen Kanon philosophischen Wissens gibt, der als für alle verbindlich gelten kann. Diese Klage verkennt den Charakter der Philosophie. In der Philosophie kann niemand letztgültig beweisen, dass er selbst Recht und alle anderen Unrecht haben. Der Grund dafür ist einfach. Philosophische Fragen werden weder durch Beweise noch durch Beobachtungen oder Experimente entschieden. Vielmehr kann man sich der Beantwortung dieser Fragen nur argumentativ nähern. Alle Argumente beruhen jedoch auf Annahmen; und diese Annahmen können ihrerseits in Zweifel gezogen werden. Niemand verfügt über einen archimedischen Punkt, der über jeden Zweifel erhaben wäre; niemand kann sich auf Annahmen stützen, die nicht angegriffen werden können.

Fortschritt besteht in der Philosophie deshalb nicht darin, einen Kanon allgemeinverbindlicher Antworten zu entwickeln; Fortschritt in der Philosophie bedeutet, dass wir die

möglichen Argumente und ihre Konsequenzen besser verstehen. Es geht darum, einen möglichst umfassenden Überblick über die Antworten zu geben, die man auf eine Frage geben kann, und herauszuarbeiten, welche Implikationen diese Antworten haben, worauf man sich festgelegt, wenn man die eine oder die andere Antwort akzeptiert. Damit wird zugleich klar, was für und was gegen diese Antworten spricht. Da es für alle Positionen in der Philosophie Pro- und Kontraargumente gibt, wird bei diesem Vorgehen keine Antwort als die einzig mögliche oder als die einzig rationale ausgezeichnet. Vielmehr kommt es auf jeden selbst an, wie er diese Pro- und Kontraargumente bewertet. David Lewis hat das sehr schön ausgedrückt, als er schrieb:

„Aber wenn alles gesagt und getan ist, wenn all die trickreichen Argumente und Unterscheidungen und Gegenbeispiele entdeckt sind, stehen wir wahrscheinlich immer noch vor der Frage: Welche Preise sind es wert, gezahlt zu werden? Welche Theorien sind, wenn man alles gegeneinander abwägt, glaubwürdig? Welche kontraintuitiven Konsequenzen sind inakzeptabel und welche sind vielleicht doch tragbar? Im Hinblick auf diese Frage können wir immer noch unterschiedlicher Meinung sein. Und wenn tatsächlich alles gesagt und getan ist, gibt es keine Hoffnung mehr, noch weitere Argumente zu entdecken, die unsere Meinungsverschiedenheiten beilegen.“ („Introduction“, in: D. Lewis, *Philosophical Papers, Vol. 1*. Oxford: Oxford University Press, x)

Philosophie hat also nicht mehr zu bieten als die Analyse von argumentativen Zusammenhängen. Das mag wenig erscheinen, manchem vielleicht zu wenig. Aber es hat einen unschätzbaren Vorteil. Philosophie entlässt keinen aus seiner Verantwortung. Sie sagt nicht: So und so ist es; das hast du zu glauben. Sie sagt vielmehr: Wenn du das glaubst, musst du diese Konsequenzen in Kauf nehmen; wenn du aber eher das glaubst, dann kommst du um die Annahme jener Folgen nicht herum. Letzten Endes musst aber du selbst entscheiden, was du für richtig halten willst. Jedem bleibt die Freiheit, sich seine eigene Meinung zu bilden. Und niemand kann die Verantwortung für das, was er glaubt, auf andere abschieben. Jeder muss selbst für das gerade stehen, was er für richtig hält. Das ist ein äußerst attraktiver Aspekt philosophischer Arbeit. Außerdem wird damit nicht der Beliebigkeit und dem Relativismus Tür und Tor geöffnet; denn natürlich sind manche Abwägungen rationaler als andere. Aber – auch über Rationalität kann man natürlich streiten.



DAVID LEWIS

1941-2001